

kennen zu müssen, daß ihnen zwischen dem ersten und dem letzten Herzinfarkt nur noch ein paar Jahre bleiben, in denen sie das Leben genießen können. „Wenn ich mir vorstelle, daß das nun vierzig Jahre so weitergehen soll“, so das Geständnis eines Profi-Managers unter dreißig, stellvertretend für seine Altersgruppe, „dann könnte ich mir gleich eine Kugel durch den Kopf jagen.“

Während die ältere Generation früh Verantwortung übernahm und den Lohn der Leistung später erwartete, streben die Jungen die umgekehrte Reihenfolge an: eine Art vorweggenommenen Ruhestands-Bonus.

Sie träumen von einem windgeschützten Eckchen fern aller Babbitts,

Diese Söhne von besonders karriereorientierten, erfolgsbestimmten Vätern, denn gerade die haben die „Esquire“-Fragebögen ausgefüllt, seien von zwei Hauptängsten befallen: der Angst, nicht genug Geld zu haben, und der Angst, sie könnten gezwungen sein, Geld zu verdienen.

In dieser Grundhaltung sieht Gail Sheehy ein Symptom dafür, daß den Söhnen die Erfolgs-Ethik der Väter noch in den Knochen steckt. Aber: „Sie wollen“, so das Fazit der Gesellschaftsanalytikerin Sheehy, „ein bequemes Leben haben, anstatt hinter einem bequemen Leben her sein zu müssen.“

Glücklich ist diese Generation von zaudernden, bindungscheuen „Stadt-

mal bei den ganz Jungen“, stellte Gail Sheehy mit Überraschung fest, „steht Sex oben auf der Rangliste der Lebensangebote, die ihnen Vergnügen bereiten.“

„Wo soll dies alles hinführen?“ fragt die Autorin voller Skepsis. „Was wird aus unserem Generationenvertrag?“ Wohin könne eine Gesellschaft sich noch bewegen, wenn sich der Führungsnachwuchs allem sozialen Engagement derart entwindet?

Sie höre schon die alten Konservativen, sagt Gail Sheehy, die dieser neuen amerikanischen „Elite“ einverständniszuerufen: „Pflegt ihr nur eure Rückhand. Wir werden den Laden schon schmeißen.“ Der Laden, meint die Autorin, das sei die amerikanische Demokratie oder das, was dann noch von ihr übrigbleibe.

FILM

Bis die Schrauben kommen

Der Kinofilm „Monarch“ porträtiert einen pfiffigen Münzspiel-Virtuosen.

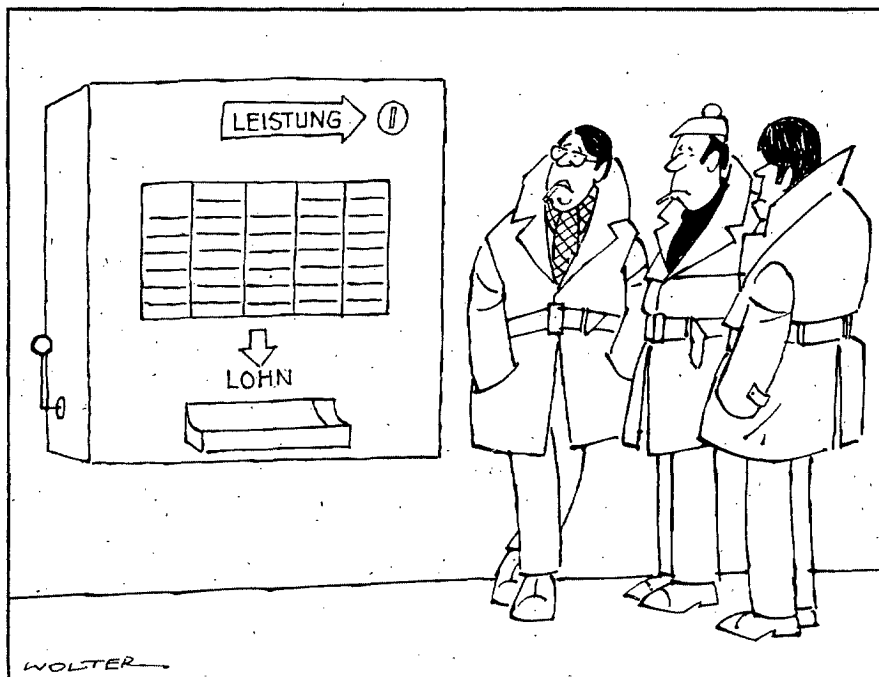
Wenn er „Spiel“ sagt oder auch: „fiedeln gehen“, dann meint er seinen Job, harte Arbeit, und „Gurken“ nennt er seine Erwerbsmittel: Münzspieler der Marke „Mint“, genauer: „Spielautomaten mit Gewinnmöglichkeit“. Sie hängen in Hunderten von Kneipen, Pinten und Spielhallen, in gutbürgerlichen Lokalen, Frittenbuden, schummrigen Fusel-Löchern.

Keine „Mint“ ist wie die andere. Es gibt „Kämpfer“, an denen steht er drei oder vier Stunden, bevor er sie „ausräumt“; lohnt sich nicht. Es gibt das gute Durchschnitts-Gerät, bei dem kann er 100, 200 Mark „ausmisten“. Und es gibt die „Spritzen“, Automaten mit einem präzisen Innenleben und wohlgenährt; wenn er die „fegt“, klickern bis zu 300 Mark heraus — immer steuerfrei, versteht sich.

Diethard Wendlandt, 40, war kaufmännischer Angestellter bei Karstadt und lernte die Buchtring-Vertreter bei Bertelsmann an. „Monarch“ nennt er sich, weil die erste Maschine, die er überlisten konnte, so hieß. Irgendwann hat er gemerkt, daß diese Münzautomaten „einen Rhythmus haben“.

Am Fallgeräusch seiner Einsatz-Münze erkennt er, ob eine „Gurke“ voll ist, und mit präzisiertem Einfühlungsvermögen bringt er die drei surrenden Bildwalzen immer wieder auf „Serie“: Stehen drei gleiche Bilder oder Zahlen nebeneinander, dann rasseln so viele Ein-, Zwei- und Fünfmärkstücke heraus, daß er wegen der Berge von Silbergeld in seinen Taschen „schief nach Hause“ geht — zum Ärger der Wirte, deren klotzigen Gratisgewinn er weg-schleppt.

Der Monarch ist ein „Schreck“, ein Spitzen-Profi. Fünf von dieser Klasse



„Ich kann euch gar nicht sagen, wie mich diese antiken Automaten ankotzen, wo man oben immer erst etwas einstecken muß, damit unten was herauskommt!“

am liebsten in Kalifornien, wo sie sich „erst mal zurücklehnen können, um sich zu entspannen“ (Sheehy). Soziale Bindungen, eine eigene Familie etwa, verschieben sie auf später. Vor allem weigern sie sich, Kinder in die Welt zu setzen, weil das sie „wirtschaftlich einengen“ würde.

Anders als die Blumenkinder der sechziger Jahre sieht sich diese „Generation der Bequemlichen“ („lean back generation“), wie Gail Sheehy sie nennt, nicht als Außenseiter des amerikanischen Lebens.

Auf Wohlstand wollen sie nicht verzichten. Freiheit um den Preis eines bequemen Lebens zu erkaufen kommt ihnen nicht in den Sinn. Deshalb, so fand die Autorin, träumen sie nicht nur von unbegrenzten persönlichen Freiräumen, von lockeren, aber zärtlichen Beziehungen, sondern vor allem auch „von jemandem, der die Rechnungen für sie bezahlt“.

neurotikern“ allerdings nicht. Am unglücklichsten, gemessen an einer allgemeinen Zufriedenheits-Skala, die der ganzen Untersuchung zugrunde liegt, sind diejenigen, die planen, alleinstehend und kinderlos zu bleiben.

Wie ein Leitmotiv, so stellte Gail Sheehy fest, ziehen sich durch die Lebensläufe der am wenigsten Glücklichen deren Selbstbezogenheit und Monomanie. Die Tatsache, daß sie keine Verantwortung übernehmen wollen, übersetzt Gail Sheehy als „Mangel an Motivation, kein emotionales Feedback, keine Erben“. Und als „Einsamkeit, Einsamkeit, Einsamkeit“. Keiner unter den zehn Unglücklichsten war zum Zeitpunkt der Umfrage verliebt.

Das freie Jungesellenleben mit all seinen Sex-Angeboten und unverbindlichen Begegnungen scheint nicht so schön zu sein wie vermutet. Weniger als die Hälfte der Befragten ist zufrieden mit dem Sexualleben. „Nicht ein-



Automatenschreck Wendlandt alias „Monarch“: Tausend Mark steuerfrei pro Abend

gibt es in der Bundesrepublik. Aber nur er, der Monarch, hat das System zur seriösen Arbeit perfektioniert. Im Mercedes schwärmt er von Köln aus in seine Kampfgebiete (in denen die anderen „Schrecks“ nichts zu suchen haben). Von ihm angeheuerte „Geier“ am Ort haben schon ausgekundschaftet, wo die „Mints“ hängen und wo ihrer Meinung nach etwas zu holen ist.

Ein Anpassungskünstler: Er weiß, wo er mittags auch mal im „Blaumann“ erscheinen kann und wo er besser den gedeckten Maßanzug wählt, mit weißem Hemd und Krawatte, wie ein mittlerer Angestellter oder Handlungsreisender, zurückhaltend, freundlich, unauffällig.

Und er weiß, ein begnadeter Schauspieler, wie er die Atmosphäre in einer Kneipe im Griff behält. Im Spiegel der „Gurke“ behält er den einzigen potentiellen Gegner, den Wirt, im Visier. Souverän lockert er Spannungen oder Aggressionen, kumpelt und blödet geduldig mit Betrunknen, witzelt über seinen zufälligen Erfolg am „Mint“, besänftigt mögliche Neider schnell mit einer Gratisrunde.

Auch vor der Kamera im kleinen Kreis spielt er mit spürbarer Lust weiter, erläutert mit viel rheinischem Mutterwitz und Selbstironie seine Arbeits- und Lebensphilosophie. Zwei Berliner Dokumentarfilmer, Johannes Flütsch, 34, und Manfred Stelzer, 34, sind ihm wochenlang gefolgt, haben ihn in billigen Hotels, unterwegs im Wagen, zu Haus und, mit unbemerkter Kamera, beim „Fiedeln“ an den „Mints“ beobachtet und befragt; der Film läuft jetzt an.

Ganz entrüstet ist der Monarch, wenn manche Wirte die Maschinen präparieren („reiner Betrug“), und erst recht, wenn sie ihn, weil sie ihn schon kennen, einfach rausschmeißen. Der Monarch zu einem protestierenden Wirt, erbost und unerschütterlich: „Ich spiele, bis die Schrauben kommen!“

Manche Wirte ziehen die Stecker raus, sowie er auftaucht. Auch das empört ihn: Eine ganze Industrie lebe von solchen Automaten, es seien reine Geschicklichkeitsgeräte, also verhalte er sich völlig legitim und nehme seine Serie in Empfang wie andere die Lohntüte.

Seine Sucht-Indizien sind eher harmlos. Die „Mints“, bekennt er, sind wie die Frauen: Wenn sie ihn „anlächeln“, muß er einfach ran, muß sie „ausräumen“. Aber geht er wirklich mal mit einer Frau fein essen (er hat sich ihr als „Münzkaufmann“ vorgestellt), dann bleibt er, im Film jedenfalls, keusch und solide und flunkert ungeniert in die Kamera: „Ich bin abends einfach geschlaucht, wenn ich fünf oder acht Gurken gefegt habe.“

Schon eher glaubt man ihm die durch sein Arbeitsmilieu bedingten Strapazen. Den Dokumentaristen gelingt, gleichsam nebenbei, ein erschöpfender Einblick in Kneipen-Tristesse und Verzweiflungs-Süff, in die Lustigkeit derer, die nichts zu lachen haben. Der Monarch klagt über den Gestank, das schale Bier und das miserable Essen, das er zwangsläufig konsumieren muß, über das aufdringliche Gesabbel der Wirte und der Gäste.

Kein Wunder, daß in dieser Atmosphäre seine „Geier“ auch mal als Anspörner, Bewunderer und, zur Not, als

Bodyguard einspringen müssen. Die „Mint-Zeit“, trotz täglicher Gewinne von etwa tausend Mark, hat auch ihre Schattenseiten.

Bei aller Klarheit über ihre Motive, Suchtstadien und trostlosen Zukunftsaspekte sind Spieler doch immer Opfer einer Obsession, kommen nicht weg vom Tisch und vom Gerät, rutschen immer wieder ab in die alte Faszination.

Ganz anders der Monarch. Schon im Kinderheim hat er gelernt, lieber zu gewinnen, und sei es mit Tricks, als zu verlieren. So frönt er seiner Leidenschaft nüchtern wie ein Bankbeamter, mit genau kalkuliertem Einsatz: ein Spieler ohne Romantik und Risiko, ohne das Odium des Verruchten, der Besessenheit, pathologischer Selbstzerstörung.

Die Glücksversprechungen und Illusionen, denen der Berufsspieler Monarch nacheifert, gleichen eher dem Tugendkatalog eines braven Kleinunternehmers. Er schimpft über seine faulen Angestellten, die „Geier“, über immer höhere Investitionen und kaum mehr kostendeckende Touren, über seinen „Taschenverschleiß“ und immer längere Arbeitszeiten für einen sinkenden Gewinn. Ein Geschicklichkeitsspieler als Herr Biedermann im Kapitalismus.

Im Mai läuft die „Mint“-Generation aus, kommen neue Modelle auf den Markt. Der Monarch kennt sie bereits, beherrscht ihre Seele, will weiter spielen. Aber er fragt sich auch, was das fanatische Anschaffen soll: „Konto, Konto, Ende“, das kann nicht alles sein.

Der Pfiffikus hat vorgebaut. Bis zum März dieses Jahres lag der Film unter Verschuß und durfte kein Photo veröffentlicht werden, damit nicht die Wirte und das Stammpublikum in seinem Revier unnötig aufmerksam würden und er in Ruhe sein Limit einspielen konnte; wie hoch das liegt, verrät er nicht.

Wenn das „Fiedeln“ zu schwierig wird, hört er vielleicht auf und geht, wer weiß, zum Film. Ein Rollenangebot hat er schon: als Heiratsschwindler.

GESCHICHTE

Barbarische Kriegerschar

Geoffrey Barraclough (Hrsg.): „Knaurs Großer Historischer Weltatlas“. 600 farbig-karte und Illustrationen mit Chronologie, Glossar und Register. Droemer/Knaur, München/Zürich; 360 Seiten; bis 31. Mai 195, danach 225 Mark.

It is the greatest: bei Mondadori im italienischen Verona schön tiefgedruckt und gebunden, sofort mit 25 000 Wohlstandsexemplaren aufgelegt, nicht ohne satten Upper-class-Preis und fast drei Kilo schwer auf Glanz, Gloria und Absatz getrimmt — so gewichtig bietet